

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 6 (1930)
Heft: 5

Artikel: Stimme von oben
Autor: Natonek, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755649>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

STIMME VON OBEN

VON HANS NATONEK

Ich liebe diesen Apparat nicht, der drohend und stimmgeladen auf meinem Schreibtisch steht und es jedermann erlaubt, ungefragt bei mir einzutreten, durch meinen Gehörgang mitten ins Gehirn. Es ist noch sehr die Frage, ob man das Telefon benützt oder nicht, vielmehr von ihm benützt wird. In ihm verdichtet sich das Charakteristikum aller technischen Errungenschaften: sie sind ebenso unentbehrlich wie unausstehlich.

Aber eines Vormittags geschah doch etwas Unerwartetes: zunächst noch nicht, die Glocke schrillt, wie gewöhnlich, mahndend, anmaßend; es ist ihr ganz gleichgültig, was sie in diesem Augenblick zerreißt: einen zarten Gedankenfaden, ein wichtiges Gespräch. Die Glocke ist unschuldig. Irgend jemand hebt den Hörer aus der Gabel und der Apparat spielt; jeder Trottel kann sich seiner bedienen. Von hundert Anrufen sind mindestens fünfzig Mißbrauch einer an sich genialen Erfindung. Welch ein feines kompliziertes Gebilde wird von groben, einfältigen Menschen zum Funktionieren gebraucht! Dieser Kontrast könnte Erfinder abschrecken, wenn sie Philosophen wären; es ist ein Glück, daß sie es nicht sind.

Es klingelt also wie gewöhnlich; der erste Anruf, was wird es schon sein: ein Anliegen, eine Beschwerde, jemand, der eine Beziehung anknüpfen will. Ich finde, alle Stimmen durch Telefon haben etwas Verstelltes, Falsches, Schleimiges, die Heuchelei einer Nähe, die doch nur vorgetäuscht wird. Man sollte mit den Menschen, denen man nicht ins Auge schauen kann, nicht sprechen. Das viele Telefonieren, wobei jeder seine Worte durch Gesicht und Gebärde ins Gegenteil verkehren kann, verdirbt den Charakter. Das Telefonieren ist eine typische Beschäftigung der Erwachsenen.

Noch ehe ich dazu kam, ein unfreundlich knarrendes «Hallo, wer dort?» in das Sprechrohr zu rufen, klingt dies an mein Ohr:

«Alle meine Entchen schwimmen auf dem See,
Schwimmen auf dem See,
Köpfchen unterm Wasser,
Schwänzchen in die Höh'»



PHOT. HABERKORN

*Trübsinnig reckt ein nackter Pfahl sich aus den Wellen,
Ihn friert, — wo ist das Schiff, das sie ihm beigesellen?
Da läßt sich müd von ihrem Flug die Möve nieder,
Wie eine weiße Blüte schimmert ihr Gefieder*

*Vom hoben Pfahl, der hält gerührt dem Tierchen still,
Vielleicht daß es hier bleibt und übernachten will.
Ein Kind am Ufer, das die weißen Vögel sah,
Wirft Futter und — der Pfahl steht wieder einsam da.*

HANS STAUB

Was ist das? Ich bin verdutzt, völlig aus dem Konzept gebracht; ein Anruf wie aus einer anderen Welt, gesungen von einem dünnen, sphärisch-klaaren Stimmchen, das von irgendwoher kommt, nur nicht aus dem Telefon, aus dem Telefon nicht! Mit diesem Ding am Ohr hörte ich niemals andere als sehr irdische, sehr erwachsene Stimmen.

Ich hänge hilflos am Hörrohr. Ich kann doch eine Engelstimme nicht fragen: «Hallo, wer dort?» Eher schon: «Wer ruft mir?» Mir, nicht mich. «Mir» klingt nicht nur berlinerischer, sondern auch — siehe Faust — klassischer, entrückter.

Stille. Ich lausche dem Klange nach, ich höre ein Bächlein plauschen, ich schmecke einen Quell, ein kleiner Wind flüstert im Erlengebüsch; mir ist so frisch zumute.

«Noch einmal, bitte», sage ich und habe Angst, die Erscheinung zu vertreiben.

Und mein altes, verdrießliches Telefon, das schon viel gehört hat, aber das noch nicht, singt; silbrig träufeln die Laute auf mich herab, durchrieselt mich, ein Stimmchen wie wenn das schwerlose Wippen einer Bachstelze Ton geworden wäre:

«Alle meine Entchen ...»

Die kleine anonyme Anruferin gibt sich schließlich zu erkennen: «Hier Ursula Thimmig, ich danke auch schön für die vielen kleinen Entchen, die Sie mir geschenkt haben!»

Ach, ich hatte meine Geburtstagsgabe längst vergessen; und daß die Fünfjährigen schon telefonieren können, habe ich noch nicht gewußt. Und sie tun es sogar, wie ich nachträglich erfuhr, ganz spontan, gehen zum Apparat, lassen sich verbinden und singen: «Alle meine Entchen ...»

Als ich zum erstenmal telefonierte, war ich vierzehn Jahre alt. Ich war sehr ungeschickt und so befangen, daß ich kaum ein Wort herausbrachte, geschweige denn einen kleinen Singvers. Ja, vor dreißig Jahren waren die Kinder noch nicht so weit. Wir hatten noch ein bißchen Angst vor der Technik und dem Apparat. Wir waren wie die Wilden, die, was sie nicht begreifen, fürchten.

Und Sie, wann haben Sie zum ersten Male in Ihrem

Leben telefoniert?

Aber die Kinder von heute sind wie kleine Götter; sie sind kindlich und bedienen sich dennoch mit einer herrlichen Sicherheit des Komplizierten, sie sind in die Technik hineingeboren, sie plätschern in ihr wie in einem selbstverständlichen Element; sie statten ihr «Danke auch schön» telephonisch ab, sie sagen ihr Verschen telephonisch auf, sie lassen ihr kleines Herz ferndrahtlich klopfen.

Ich werde das Silberstimmchen nie vergessen, das in den grauen Vormittag meines Büros durch den Draht hereingeweht kam, wie zarter Morgenwind ...